

Zeitschrift: Adelbodmer Heimatbrief
Herausgeber: Stiftung Dorfarchiv Adelboden
Band: 56 (1996)

Artikel: Barbara. Teil 3
Autor: Bärtschi-Trummer, Rosina
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1062893>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Barbara, Teil 3

In der damaligen Zeit halfen sich die Nachbarn und Verwandten, wenn Krankheit oder sonst eine Notlage in einer Familie eingetreten war ohne dafür an Bezahlung zu denken. Man war es so gewohnt und sah es als selbstverständlich an, wenn etwa in einem Hause die Mutter krank war, so wurde ihr sofort Hilfe angeboten oder wenn in einem Hause nicht genügend Arbeitskräfte waren. Zum Beispiel im Sommer beim Heuen oder wenn ein Haus gebaut werden sollte, rechneten es sich die Nachbarn zur Ehre an, einander einige Tage ohne Lohn bei der Arbeit zu helfen.

Wenn jemand des Weges kam am Hause vorbei, die Familie war bei einer Mahlzeit beisammen, so wurde er immer eingeladen mitzuhören, sei es der Briefträger, ein Hausierer oder wer es gerade war. Man bat ihn zu Tisch, man plauderte gern ein wenig. Gegenseitig gönnte man sich ein Wort, einen Gruss oder auch eine Mahlzeit. Das war ein alter Brauch, Gastfreundschaft und Dienstbereitschaft galten noch etwas in jener Zeit. In Barbaras Familie war es von jeher Sitte, dass am Sonntag eines oder auch mehrere zur Predigt gingen. Die Eltern gingen immer eines mit den Kindern, wer gerade am besten abkommen konnte. Der weite Weg von beinahe zwei Stunden schreckte sie nicht ab, das war für sie kein Hindernis. Aus der sonntäglichen Predigt schöpften sie Kraft und Mut, den harten Existenzkampf aufzunehmen die Woche hindurch. Wenn dann im Laufe der Zeit Krankheit und Tod im Hause einkehrten, war man unverzagt und trug eine solche Prüfung mit Würde und Gottvertrauen.

Da war eine Nachbarin, die es mit mein und dein nicht besonders genau nahm. Sie war arm und war Witwe. Wenn sie des Weges kam, raffte sie alles zusammen und nahm heim was ihr erreichbar war. Sie wusste immer den günstigsten Moment abzupassen. Wenn ihre Nachbarn bei einer Mahlzeit waren, war sie flink überm Zaun und raffte das Laub oder Heu auf fremdem Boden zusammen und trug hastig eine Bürde in ihren Schuppen. Sie war eine fleissige Frau und schlug sich schlecht und recht mit ihren zwei Kindern durchs Leben. Auf ihrem steilen mageren Gütlein, wo nur Heu und Kartoffeln wuchsen und in schönen Sommern pflanzte sie noch ein wenig Flachs; diesen verarbeitete sie vom Pflanzen bis zum fertigen Leinen ganz allein. Ihr einziges Vergnügen, das sie kannte, war, dass sie bei der Arbeit eine Pfeife Tabak rauchte, aber nur wenn es niemand sah. Barbaras Bruder machte sich ein Vergnügen daraus, die Frau beim Rauchen zu überraschen und dabei ganz harmlos zu tun, wie wenn er rein zufällig dahergekommen wäre, was sie ihm dann aber sehr übel nahm und ihn mit einem Hagel von Schimpfwörtern von dannen trieb.



Quelle: Schweizer Bauer, 13.4.1962; BÄ-Archiv Nr. 140-2

Dann gab es noch einen Geissendani; wie er in der Umgebung genannt wurde. Er hatte einen eisgrauen Bart und eine Haut wie alte Kartoffeln. Auf Waschen und Kämmen hielt er nichts, das sei eine überflüssige Zeitverschwendung. Er wohnte in einer alten rauchigen Hütte mit einigen Geissen, die den ganzen Winter keine Milch gaben, da der Stall zu kalt und das Futter zu sparsam in ihre Krippe kam. Wenn dann der Frühling kam, liess er seine Ziegen aus dem Stall, wohin sie wollten. Er hatte selber kein Land und die Nachbarn liessen ihn gewähren, da er auch gar so arm war und weniger Geissen hatte als Kinder, die den ganzen Winter schwarzen Kaffee trinken mussten, wenn die Nachbarn nicht immer wieder ihre Milchflaschen aus Erbarmen füllten, die sie einmal hier, einmal dorthin brachten. Barbaras Mutter hatte immer grosses Mitleid und gab gern einem armen Kinde, um was es gerade bat.

Im Sommer zog er dann hoch hinauf auf Fels und Grat, wo sonst niemand hin ging, es sei denn, dass ein verwegener Gemsjäger oder bergbegeisterter Tourist sich dort hinauf verstieß. Dort baute er sich eine

Hütte und trug das Holz dafür über steile Felswände hinauf und pflanzte sogar Kartoffeln, die aber nie grösser wurden als etwa eine Marmel. Dort war er glücklich und dachte nicht an den langen Winter und sorgte sich nicht, woher er die Mittel zum Leben hernehmen wolle. Nun kam diesem Manne doch einmal in den Sinn, eine Frau sollte er haben, die ihm sein verwahrlostes Hauswesen in Ordnung halten würde. Die Mutter seiner Kinder war ihm in einem solchen Winter gestorben. Die neue Mutter war eine tüchtige Frau und machte gründlich Ordnung in dem verwahrlosten Haushalt. Dani liess sich aber nicht aus seinem alten Schlendrian herausreissen. Er zog mit seinen Geissen und Kindern, sobald die Sonne kam wieder in sein Hochgebirge, da brauchte er sich nicht zu waschen. Die Frau liess er allein und dachte nicht daran, wovon sie leben sollte. Eines Tages kam Barbara vom Krämer und an diesem Haus vorbei. Sie erschrak gewaltig, denn sie sah diese Frau ohnmächtig vor der Haustüre liegen. Sie beeilte sich, die Mutter zu holen, auch eine Nachbarin kam dazu. Sie trugen die Frau ins Haus und legten sie ins Bett. Der Arzt wurde benachrichtigt. Es stellte sich heraus, dass sie an Erschöpfung beinahe gestorben wäre, denn nirgends fand sich etwas Essbares im Haus. Nachdem sie wieder etwas bei Kräften war, zog sie in die Stadt, um für sich selber zu sorgen.

Es mochte vielleicht ein halbes Jahr über diesen Ereignissen vergangen sein, da wurde herumgeredet, Geissendanis hätten ein Pakekt mit vergifteten Lebensmitteln aus der Stadt erhalten. Das Merkwürdige daran war, dass sie wussten, dass die Lebensmittel vergiftet waren. Die Frau wurde in Untersuchungshaft genommen. Es gab eine Gerichtsverhandlung, eine Unmenge Zeugen wurden nach der Stadt berufen; viele mussten den langen Weg bis zur Bahn zu Fuss machen, denn die Postkutsche konnte nicht alle fassen. Den ganzen Tag wurden die Leute dort festgehalten, es gab erregte Szenen bei den Zeugenaussagen und das Ende davon war, dass die Frau zu zwei und einem halben Jahr Zuchthaus verurteilt wurde. Damals war so ein Fall etwas Sensationelles im weltabgeschiedenen Altschwanden und wirbelte viel Staub auf, bis sich die Gemüter der einfachen Bürger wieder etwas beruhigten.

Onkel Baschi kam mit seiner Hütte mühsam vorwärts durch den tiefen Schnee. Der Wind wirbelte beständig eine weisse Wolke ins Gesicht, er konnte vor lauter Schnee den Weg nicht mehr sehen. Aufs mal ging ein gewaltiges Rauschen durch die Luft und es wurde nachtschwarz um Onkel Baschi. Er war in die Nähe von Barbaras Elternhaus gekommen. Die Mutter hatte ihn gesehen, als er vorbei ging. Eine gewaltige Staublawine war vom Morgenbergl herunter gestürzt, der Schneestaub kam durch jede kleine Ritze ins Haus hinein. Durchs Schlüsselloch drang ein Haufen so gross wie der Feuerherd in die Küche. In diesem Moment

wäre es unmöglich gewesen, ein Fenster oder eine Türe zu öffnen, um nachzusehen wo der Onkel geblieben sei. Sobald sich der Sturm gelegt hatte, trat die Mutter vors Haus um nach Onkel Baschi Ausschau zu halten. Aber alles war verweht und zugedeckt von der gewaltigen Staublawine. Die Mutter erschrak sehr, denn nun wurde es ihr zur Gewissheit, dass ihr Bruder von der Lawine zugedeckt wurde. Sie rief nach dem Vater und den beiden Söhnen, die sich vor der Lawine ins Haus geflüchtet hatten. Die waren nun im Nu mit Schaufeln und einem Hornschlitten, auf den sie eine Matratze gelegt hatten nach dem vermutlichen Platz, den sie mehr erraten mussten, wo der Onkel von der Lawine überrascht wurde, drauflos gegangen und fingen an, vorsichtig zu sondieren mit den Schaufelstielen und bald konnten sie den ohnmächtigen Onkel vom Schnee befreien und auf dem Schlitten ins schützende Haus bringen. Es war aber höchste Zeit, er war schon ganz blau und starr im Gesicht und an den Händen. Der Vater und die Mutter massierten ihn lange, endlich schlug er die Augen auf und konnte etwas trinken. Er erholte sich dann bald in der warmen Stube und alle freuten sich, dass er so glücklich dem Tode entronnen war.



Röeschmaad-Louwena?

In Boden bei Adelboden, Schattseite – Nein!

Nume krusleta Ustageschneä.

Er blieb bei Vater und Mutter über Nacht. Da erzählte er, von dieser Lawine sei er schon oft überrascht worden, denn sein Haus stand nahe am Berg, der sich senkrecht vom Tal zum Himmel erhob. Wenn dann viel Schnee gefallen war und der Wind die Schneemassen herunterfegte, da konnte der blosse Luftdruck einen Menschen ersticken, wenn er sich nicht rechtzeitig in Sicherheit brachte. Einmal sei er auf dem Weg zum Brunnen, wo er für das Vieh Wasser holen wollte, mit einer Brente von der Lawine überrascht worden. Er warf die Brente zu Boden und steckte den Kopf hinein, so konnte er sich vor dem Ersticken retten. Ein anderes mal, da er wieder unterwegs war, konnte er mit den Händen ein Loch in den Schnee graben und den Kopf hinein stecken, damit er nicht erstickte. Solche Erlebnisse blieben in Barbaras Gedächtnis eindrücklich haften.

Eine junge Frau aus der Nachbarschaft war oft kränklich. Sie bekam fast jedes Jahr ein Kind und musste dazu in Haus und Feld streng mitarbeiten. Barbara wurde von der Mutter oft zu dieser Frau geschickt, um ihr etwas von der vielen Arbeit abzunehmen. Das tat sie gern, am liebsten arbeitete sie auf dem Feld oder im Garten und konnte tagelang eifrig bei dieser Arbeit sein, wo niemand bei ihr war und sie ihre Gedanken in die Zukunft spazieren liess, bis eines Tages plötzlich der Nachbar nach ihr rief, sie solle schnell ihre Mutter holen, seine Frau sei im Bett und habe grosse Schmerzen. Die Mutter kam und wusste sofort Bescheid. Sie befahl die Hebamme zu holen. Barbara lief so schnell sie konnte zu dieser Frau. Ganz ausser Atem kam sie bei ihr an, diese meinte: «O warum bis du denn so gerannt, du hättest ja einen Schlag bekommen können. Jetzt sitz einmal ab bis du wieder recht atmen kannst, dann gehen wir zusammen. Mit Angst und Aufregung macht man die Sache nicht besser, ich habe viel gesehen und erlebt in meinem langen Leben. Du bist jetzt noch jung und weisst noch wenig, was alles eine Frau aushalten muss, daran stirbt man nicht so schnell.» Als die alte Frau mit dem Mädchen ins Haus kam, war schon der Arzt da. Die Hebamme mochte ihn nicht und kehrte auf der Türschwelle um und wollte wieder fort, denn sie war der Meinung, wenn sie da sei, sei ein Arzt überflüssig. Die beiden stritten eine zeitlang, aber der Doktor liess sich nicht abschrecken und tat, was zu tun war, und die Hebamme verliess das Haus. Die Frau hatte eine Frühgeburt und war durch den Blutverlust sehr schwach geworden. Barbara, obwohl noch ein Schulmädchen, wurde vom Doktor aufgefordert ihm an die Hand zu gehen. Die Mutter, die in der Küche beschäftigt war, wollte einwenden, dass Barbara zu jung und man ihr das nicht zumuten könne, aber der Arzt meinte, da könne sie etwas lernen, dazu sei sie nicht zu jung. Später kamen ihr diese Erlebnisse sehr zugute, sie wusste überall Hand anzulegen und griff unerschrocken zu, wenn jemand ihre Hilfe brauchte.

Eine ältere Schwester, die drei Jahre im Appenzellerland die Stickerei erlernt hatte, war heimgekommen, ein schönes, blühendes Menschenkind. In dieser Bergeinsamkeit fiel sie geradezu auf. Die Bauernburschen schauten nach ihr mit begierigen Augen, aber sie machte sich nichts aus ihnen. Ein reicher Bursche, einziger Sohn, aber etwas schwächlich und nicht besonders hübsch, suchte unter allerlei Vorwänden sich diesem schönen Mädchen zu nähern. Ihr Vater hätte es nicht ungern gesehen, wenn sie ihn ermutigt hätte in seinen Bemühungen. In ihrem jugendlichen Übermut lachte sie ihn nur aus. An einem schönen Junitag, da die Sonne heiss vom Himmel ihre Strahlen verströmte und die Menschen und Tiere sich am liebsten an ein schattiges Plätzchen verzogen, wurde den zwei älteren Schwestern von Barbara befohlen, heute einen Kartoffelacker zu jäten. Es war nicht der einzige, den sie noch jäten mussten. Mit müden Schritten begaben sie sich zu ihrem Arbeitsplatz und fingen an, die Reihen vom Unkraut zu säubern. Da neckten sie sich gegenseitig und bald beratschlagten sie, ob sie nicht auch ein wenig im Schatten eines in der Nähe stehenden Baumes ausruhen wollten. Doch wagten sie es nicht, beide von der Arbeit wegzulaufen, denn der Vater war streng darauf bedacht, dass gearbeitet werde. Obschon er nicht bei ihnen war, wagten sie es nicht, beide der Arbeit den Rücken zu kehren. Sie wurden einig, dass nur eine sich hinsetzen solle und die andere arbeiten. Nach einiger Zeit wollten sie dann abwechseln. Die Ältere setzte sich neben den Acker und wäre sofort eingeschlafen, wenn die Maria nicht alle paar Minuten aus lauter Übermut gerufen hätte: «Der Vater kommt, Pia steh schnell auf!», dann wieder: «Dein Verehrer, der Joggi, kommt!». In einem fort musste Pia den Kopf heben und sich selber überzeugen, ob wirklich jemand komme.

Als sie sich eine Weile von der Schwester zum Narren halten liess, dachte sie, so jetzt will ich doch ein wenig schlafen, geschehe was da wolle, mir ist alles gleich! Nach ein paar Minuten rief Maria schon wieder: «Steh auf Pia, schnell, der Joggi kommt!» Pia blieb ruhig sitzen und war schon fast eingeschlafen, doch hörte sie noch gut, was ihr Maria zugerufen hatte, aber sie nahm keine Notiz davon, denn sie glaubte, Maria halte sie nur zum Narren. Aber diesmal war es Tatsache, der Joggi kam und freute sich schon, mit den Mädchen ein wenig zu plaudern. Erst als er Pia ansprach, hob sie den Kopf. Diesmal lachte sie ihn nicht mehr aus, nein, sie schämte sich, dass er sie schlafend neben dem Kartoffelacker getroffen hatte. Er glaubte die Gelegenheit benützen zu müssen und fragte ohne Umschweife, ob sie ihn heiraten wolle. Sie ohne Besinnen: «Wenn ich dich heiraten würde, so täte ich es um deines schönen Hauses wegen, aber nicht wegen dir!» (Fortsetzung folgt.)

Rosina Bärtschi-Trummer, 1896–1982